

Offene Freundschaften

Dem Landkinde, im und nach dem Kriege aufgewachsen, erwies sich der Wechsel in ein Internat als Katastrophe.

Unser Dorf besaß weder ein öffentliches Bad, noch gestatteten uns die damaligen Wohnverhältnisse einen separaten Wasch- und Baderaum, und schließlich schrieb man Hygiene erst viel zu spät nicht mehr in Sütterlin.

Mein Umzug nach Bethel galt als erforderlich, nachdem ich nach mehrfachen Strandungen auf den Klippen gymnasial-pädagogischen Piratentums und der von Geburt an extremen Kurzsichtigkeit wegen nicht den Weg zum Abitur und damit zum Eintritt in die Welt des Ernstgenommenwerdens hatte schaffen können.

Zwar hatte ich nach meinem recht erfolgreichen Realabschluss mit Hilfe des überaus gütigen Lehrers im Ruhestande Nikolaus Uphoff Latein und zuletzt noch Griechisch vorgearbeitet, aber das Gymnasium Papenburg lehnte mich auf Grund meines so „verbogenen Bildungsweges“ ab. Geplant war die Ausbildung zum Pfarrvikar in Hermannsburg. Als trotz eines Empfehlungsschreibens des betagten Superintendenten i. R. Elster (ein Name mit Gütesiegel in Ostfriesland) dann das Gutachten meines Ortspfarrers in Hannover dem Landeskirchenamt vorlag, wurde ich auf Grund meiner mangelnden Sehschärfe abgelehnt. Papenburger und landeskirchlicher Segen hielten auf, was ich ihnen später mit grimmiger Ironie als Antwort auf den Tisch legen würde. Dies ist mein Programm, Rechnungen verspätet zu begleichen. Es hat sich als ein notgedrungenes Lebensmotto bei mir bewährt. Wir werden ja noch sehen.

Über eine Amtsärztin erhielt ich den Wink, mich in Bethel um die Aufnahme am Aufbaugymnasium zu bemühen. Es gab eines für Mädchen, das auch ihr den Weg ins Studium geebnet hatte, und eines für Jungen, von dem sie wusste, es würde mir helfen können.

Den Lateinunterricht Uphoffs als Reisegepäck auf dem Rücken, fuhr ich mit

meinem Vater zur Aufnahmeprüfung. „Ihr Sohn hat große Lücken in Mathematik!“ verkündete der spätere Direktor meinem Vater. Aber meine Lateinarbeit schien gut gelaufen, und im Deutschen hatte ich mich mit meinem späteren Heimleiter Potthast über Goethes „Iphigenie“ gestritten und ihm zumindest die Erkenntnis abringen können, dass es dann doch wohl was mit dem Hieronymus sei – ich wurde aufgenommen.

Das Schülerheim, uns im Anschluss an die Prüfung vorgestellt, erschien notwendig passend und angenehm, aber, wie mir später klar wurde, keineswegs in allen Details wirklichkeitsecht.

Schweren Herzens und voller Ahnungen zog ich also nach Bethel und bekam mein Lebensumfeld zugewiesen. Im Gepäck hielt ich Shakespeare's „König Lear“ und andere Dramen als Berater und deponierte alles in meinem Schließfach im Zimmer.

Es gab Schlafsäle mit bis zu 20 Betten für die „Unterstufe“ (ab Klasse 7!) und 10 Betten mit einem älteren Schüler als Stubenältesten für die Obersekunda – Klasse 11 hatte ich also noch schaffen können! Hackelberg trank gern einen, und er zeichnete sich durch Holschen aus, den Holzpantinen, die auf dem Zementfußboden nächtliche Ruhestörung gewährleisteten – und dies nicht nur für uns.

Jeden Freitag stand Zwangsduschen auf dem Plan, und ich musste mich erstmals vor allen Altersgenossen entkleiden – ein brutaler Einbruch in meine Intimsphäre, verbunden mit Erziehungsproblemen hinsichtlich meines Wäschebedarfs. Der ließ sich, anders als daheim, hier nicht strecken, und das lernt man schnell. Aber den Hohn, die Schadenfreude, von einem Erzieher öffentlich vorgeführt zu werden, verletzte mein Schamgefühl so grundlegend, dass ich mir zuschwor, darauf eine Rechnung jenen Gemütern auszustellen, die von sich aus gar nicht anders zu können scheinen.

Monate später machte ich mir zur Gewohnheit, mit meinem Bettnachbarn und wenigen anderen noch vor dem allgemeinen Wecken zum Kaltduschen aufzustehen und mich anschließend noch

einmal richtig aufzuwärmen. Als dieser Effekt dann zum Spätherbst ausblieb, unterließ ich diese Gesundheitsvorsorge.

Der Schulalltag in einem Klassenzimmern des Kellergeschosses begann mit den altbekannten Sehschwierigkeiten. Solange ich meine Augen nicht unbedingt für die Tafel brauchte, erhielt ich meine Souveränität des Denkens und konnte mich bildungsmäßig angekoppelt fühlen. In den naturwissenschaftlichen, den Erbsenzähl-Fächern, kam es auf Formel- und Begriffsgedächtnis an, und da sich alles nur theoretisch begründete und nichts in der Praxis als notwendig sich hätte beweisen müssen, sank mein Interesse rasch in den Keller.

Auch fiel mir das Studium des Latein sehr schwer. Es wurde in Büchern studiert und nicht, wie mir Uphoff (ein ausgezeichnete Autodidakt!) an Problemen der Menschen jener Zeit wie auch der unsrigen heute beweisen konnte, an Schicksalen und Herausforderungen!

Musik vollzog sich unter einem pedantischen Ästheteten als Lehrfach, nicht als Moment des täglichen Erlebens, und es gab Dinge, die diesem Manne heiliger waren als die Kinder. Allerdings, das sei hier festgehalten, hat keiner der Lehrer jemals eines Kindes Würde ernsthaft bestritten – aber sie konsequent von Kindern eingefordert, nachdem andere sie ihnen entrissen hatten.

Direktor jener Schule war ein Mann, der sich als Verehrer eines Rosentock-Hüssy und natürlich eines Nietzsche um deren Werke große Verdienste zu schaffen vorgenommen hatte. Als Leiter einer christlichen Lehranstalt ließ er Sonnenwendfeiern abhalten und zitierte dabei aus der Edda. Auch der Feuersprung wurde zelebriert. Schüler, die sich etwas Schweres hatten zu Schulden kommen lassen, wurden vor der in der Turnhalle zusammengerufenen Schülerschar mit dem Klettertau „exekutiert“, also verdroschen, streng nach Strafmaß abgezählt und vom Chef persönlich! Ein kleiner oder mittelgroß gewachsener Jungenhintern musste sich daran gewöhnen, das christliche Lehre auch die Züchtigung als

Wohltat zum Tauende zu verkürzen im Stande war.

Mit meinem Eintreffen war dieser Spuk plötzlich verflogen. Dann gab es im Schülerheim noch die „Geburtstagskloppe“ von Oberstufenschülern, zusammen mit dem Heimleiter nächstens vorgenommen. Als mir Hartmut Kränzke, Sohn eines DDR-Pfarrers, nachmittags auf dem Stuhle am Tische sitzend von seinen Schmerzen erzählte – er hatte an diesem Tage Geburtstag – und sich dabei den Po rieb, geriet ich in helle Wut. Die anderen lachten mich aus. Da kehrte ich heraus, was ich zu bieten hatte: „Wenn die das bei mir versuchen sollten, bin ich am nächsten Morgen nicht in der Schule, sondern in der Stadt bei den Zeitungen und erzähle, was hier passiert – und ich bin bei der Bethel-Zentralverwaltung, die über diese Schule wacht!“

Der Spuk hatte ein Ende!

Als Direktor Müller aus „Also sprach Zarathustra“ zitierte, nannte er das Philosophie-Unterricht. Dieses Fach gab es tatsächlich. Aber als ich merkte, dass der Spruch auch hier galt: „Tuet nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!“ – ging ich der Sache nach. So berichteten die Schüler der Obertertia, einige von ihnen würden mehrmals die Woche zum „Direx“ zitiert, um dessen Frau den Abwasch zu erledigen. Urkomisch fanden sie, dass über dem Arbeitsplatz in der Küche ein Schild herabgrinste: „Ordnung ist die Zierde jeder Hausfrau!“ – Nun, wir wussten alle, was wir davon zu halten hatten.

Als Müller endlich ging, trat der „Flakgeneral“ seine Nachfolge an. Er ging, vermeintlich, deshalb steif, weil er den Ladestock seiner pädagogischen Flinte verschluckt habe, in Wahrheit auf Grund einer Kriegsverletzung, und dieses Vorbild qualmte seine Zigarren und hielt auch sonst nichts von Naturheilmedizin. In der Unterprima angekommen und bereits sehunfähig, erlebte ich, dass der Schülerrat eine politische Diskussion mit Vertretern der damaligen Parteien einberufen hatte – eine Podiumsdiskussion mit anschließender Schülerbeteiligung. Es ging

u. a. um die Begriffe Demokratie und Vaterland. Man tauschte mäßige Dialoge, bis wir, eine kleine Truppe der Unterprima, uns einklinkten und die Begriffsunklarheiten angriffen. Jetzt kam Pfeffer in die Mühle! Direktor Schmidt war anwesend, aber er hielt sich noch zurück. Es ging immer heftiger um den Begriff „Vaterland“ und Fahne und um die Bereitschaft der bedingungslosen Verteidigungsbereitschaft unter diesem Emblem. Da stand ich auf.

„Als ich vor einigen Tagen zur Musterrung vorgeladen wurde und man mich fragte, ob ich mit meiner Ausmusterung einverstanden sei, sagte ich natürlich „Ja!“, weil ich nicht von Nutzen hätte sein können. Aber wenn man mich gefragt hätte, wofür ich denn hätte kämpfen wollen, hätte ich ihnen geantwortet: Für die Freiheit dieses Landes, für die Demokratie, aber nicht für so einen Fetzen wie die Fahne oder andere Signale eines Staates, die man missbrauchen kann.“

Die Aula kochte, es tobten die Kommentare hin und her. Da stand der Flakgeneral auf und stelzte zum Rednerpult.

„Wenn das die Meinung dieser Jugend ist, haben sich die Opfer unserer Soldaten nicht gelohnt! Ich breche die Veranstaltung hiermit ab!“ Er war persönlich getroffen und zutiefst beleidigt!

Es ist klar, dass ich dies hier zitiere, ohne mich des genauen Wortlautes aller Seiten exakt erinnern zu können. Aber danach warf er alle Anwesenden wütend aus dem Saal und tobte noch Tage später – es fanden auch solche Diskussionen nicht mehr statt, solange ich noch dort Schüler war.

Eine andere Art Meinungsfreiheit mit dezenten Zügen war allerdings doch zugelassen. Es gab zwei Laienspielgruppen. Da mit der neuen Aula alle technisch notwendigen Vorrichtungen für eine Theaterbühne gegeben waren, formten zwei Männer sich Schüler-Theater und inszenierten hervorragende Stücke: Brand Sylvester v. Renteln war Heimerzieher und Hausherr des Schülerheimes, (sehen wir mal vom Heimleiter, dem Studienrat Karlheinz Potthast, und der würfelförmigen Walze Hausmutter

Kühn ab), und der Studienrat Stauß, der eine zweite, z. T. noch besser spielende Schar in dieser Schule ins Leben rief.

Echte Komödie und tief in Gemüt und Verstand gehende Dramatik bekamen durch die jungen Menschen ein unglaublich lebendiges Gestalten. Die Schüler spielten ihre Rollen glaubwürdig. Glück in der Tragik und Tragik des Glücks war diesen Jahrgängen noch erkennbar. Einzig der sächsische Akzent konnte empfindlich stören, denn viele Kinder aus dem Heim hatten ihre Familien in der DDR bzw. lebten auch ohne ihre Eltern bei uns, und nach dem Bau der Mauer färbte diese politische Katastrophe ihr Leben dunkel.

Ich erinnere mich gern jener Szene, in der während einer zu spielenden Weihnachtsgeschichte einer der Jungen „Wunderbar!“ ausrufen sollte. Dies im sächsischen Akzent zu schreiben, traue ich mich nicht. Also riet ihm v. Renteln: „Dann sag´ doch lieber: „Wunderherrlich!“ Auch das geriet ins Sächsische und brachte im Publikum das zu erwartende Kichern. Aber die Jungen spielten äußerst engagiert darüber hinweg.

Eines Tages tauchten zwei junge Erzieher auf: Kohl und Bachmann, Hamburg und München, Atze und Kutte, wie wir sie nannten, und sie waren von höchst unterschiedlicher Natur. Von Kohl ist nicht viel zu sagen; der Rotschopf hielt es mit dem Zeitgeist. Bachmann war als Student ins Fach Chemie geirrt und hatte in seinem Zimmer mit einer Stahlnetzflasche gespielt, in der sich etwas befand, was dann auch richtig um sich knallte, aber diesen jungen Mann nicht verletzte. Das empfand dieser als Fingerzeig Gottes und schwenkte zur Theologie um. Also machte er bei uns ein Praktikum. Er hatte sein Zimmer bei uns im Schlafhaus, das noch existierte, als ich Kükenshove vor einigen Jahren noch einmal besuchte.

Bachmann besaß Schallplatten, und der Teufel ritt ihn wohl, dass er meinte, wir müssten den „Schulmeister“ von Telemann inszenieren, er wolle dann den besagten Herrn spielen und singen! Ich gründete also einen Knabenchor, trommelte an den

Herzenstüren der Jungen, die noch keinen Stimmbruch zu erwarten hatten, und bekam, zusammen mit „Pfiffi Delskamp“, dem Sohn unseres Hausmeisters, eine kleine Truppe zusammen. Wir übten, und es nahm irgend etwas an dieser Musik Gestalt und Form an, als mich die Bindehautentzündung aus dem visuellen Verkehr zog.

Keiner der Jungen ließ mich im Stiche – auch die Klassen- und Heimkameraden gaben mir Unterstützung, wo immer sie konnten. Wir probten, und am Ende des Schuljahres, an dem ich Schule und Heim verlassen sollte, um nach Soest zu gehen, führte Bachmann mit den Jungen diese Kantate glücklich auf. Zwar ließen die klanglich abenteuerlichen Passagen der Instrumentalisten vermuten, was die Streicher davon hielten, aber die Jungen brachten ihren Spaß mit „Kutte“ unter Dach und Fach.

Man schrieb mir das Verdienst zu – es waren jedoch meine Kameraden, die es ermöglicht hatten, denn ich hatte die Übersicht über die Partitur nicht mehr, und alle hielten durch, obwohl die Lage hoffnungslos hätte scheinen müssen.

Die Zeit, über die ich hier einen Milieu-Überblick verfasse, umschließt die Jahre 1958 bis 1960. Das Heimleben hatte für mich ungeheure Kontaktmöglichkeiten, man musste sie nur nutzen, und ich war nicht zu bremsen, zog zu Fuß durch das Umfeld Bethels und durchstöberte Bielefeld, ohne mir „blaue Finger“ zu holen, und als einer meiner Heimkameraden sein Moped verkaufen wollte, plünderte ich mein Sparkonto und erwarb diese kleine Maschine.

Mit immerhin 20 Prozent Sehleistung hätte jeder ein solches Gefährt verboten bekommen. Ich hielt mit dieser Diagnose hinter dem Berge, durchstreifte nachmittags die Lande, bewegte mich durch die Innenstadt Bielefelds mit der Taktik, mit der „grünen Welle“ dem Verkehrsflusse zu folgen. Die Straßen- und Ampelverhältnisse hatte ich mir längst durch meine

Spaziergänge eingeprägt. Dennoch blieben kleinere Pannen nicht aus, so dass ich in der Abenddämmerung in eine Baustelle der Straßenbahn geriet und mich daraus wieder befreien musste – aber sonst hätte sich das Spiel bis zum Tage X noch verlängern lassen – wenn nicht Heim- wie Schulleitung von mir verlangt hätten, das Moped wegzuschaffen. Das hieß: Ab nach Hause!

In den nun folgenden Herbstferien war der „Umzug“ geplant, und so bat ich einen Heimkameraden, den Pastorensohn von Norderney, wenn ich nicht irre, mich doch „ins Schlepp“ zu nehmen.

Seine NSU-Quickly schnurrte wie eine Katze, meine „Vicky“ hielt tapfer mit, aber mit den Kurven hatte ich es nicht so gut, und dann riss noch der Bowdenzug meiner Kupplung, und damit standen wir kostbare Zeit in einer Reparaturwerkstatt durch. Angekommen bin ich zwar, Kamerad Kraneis musste dagegen an der Küste Quartier suchen. Das hätte nicht sein müssen! Ich hatte ihn eingeladen, bei uns zu übernachten, aber er hatte gemeint, das letzte Schiff noch bekommen zu können – das aber schlug dann fehl, wie er mir nach den Ferien berichtete.

Mein Vater war so erbost über meine Kulturlosigkeit, statt geistiger Dinge mir so eine Knatterkiste gekauft zu haben, dass er während der ganzen Herbstferien mit mir kein Wort wechselte. Meine Mutter stand das auf ihre Weise durch. Ihretwegen unternahm ich gerne Botendienste und fuhr in der Gemeinde herum, nicht ohne einem Autofahrer einen bösen Schrecken einzujagen, der mich fast niedergemacht hätte, weil ich, aus einer Seitenstraße kommend, ihn nicht bemerkt hatte.

Nach den Herbstferien in Bethel wieder eingekehrt, setzte die Bindehautentzündung einen vorläufigen Punkt. Mit Rolf Duispohl fuhr ich nach Hannover zu meiner „Augenärztin“ Frau Dr. v. Strantz, die aber wohl nicht begriff, was sich bei mir anbahnte, von da zu meinem Freunde Albert Behrends in Hermannsburg, der dort auf sein Abitur zusteuerte, und als ich dann zurück nach Bethel kam, war klar, dass ich mit dem Sehen auf Dauer

Probleme bekommen hatte. Die Weichen waren gestellt.

In einem Schülerheim zu leben, bedeutet nichts anderes, als sich einer Vielzahl unterschiedlicher Charaktere wie in einer großen Familie täglich zu stellen. Man wird gläsern, aber auch die anderen werden einem sehr vertraut, so dass Einzelschicksale auf alle herabsausen oder beglücken, und man hat ein schlechtes Gewissen, wollte man sich dem entziehen.

Intimität wird durchaus zugestanden, aber auch gern veröffentlicht, wenn man der Norm in Verhalten und Anpassung nicht entspricht. Gerade auch in der Bewältigung der natürlichen Triebe gab es gern Berichterstattung. Jemand ahmte die Geräusche eines Jungen nach, der in dem Nachbar-WC onanierte, und auch die Bloßstellung eines anderen, der sich im Schlafsaal sicher genug gefühlt und den Samen in der Hand aufgefangen hatte, als einige Kameraden hereingeplatzt kamen, machte die Runde. Es gab daraus kein Entinnen, man musste dem offenen Antlitz begegnen, und wer auch immer gemeint hätte, sich durch Lügen aus der Affäre zu ziehen, wurde erst recht ans Tageslicht gezerrt.

Man sollte denken, Homosexualität sei wie eine Flucht nach vorn die alternative Möglichkeit, aus dem Verluste seiner Intimität eine Tugend zu machen und es mit anderen Jungen freimütig „zu tun“. Aber das Heim war öffentlich gelegen, es gab freien Ausgang täglich, und der Weg zu Klassenkameradinnen war ja nicht verstellt. Mir ist daher kein Fall bekannt, in welchem zwei Heimschüler sich sexuell so eng aneinander gefunden hätten.

Wir als die Oberstufenschüler hatten hingegen die Aufgabe, den jüngeren wie auch den Mitkameraden gleichen Alters ins Gewissen zu reden, wann immer es zu Fehlentscheidungen hätte kommen können oder schon eingetreten war. Vieles regelt eine solche Gemeinschaft unter sich und ohne Erzieher. Offiziell hätte mancher Vorfall zu Handlungen der Heimleitung provoziert, die man so umgehen und das Übel

durch die Zeit danach in seinen Folgen strecken und entkräften konnte. Vertrauen entwickelte sich zumeist in einer Weise, die einen jüngeren nicht an den älteren binden sollte und musste. Zusammenbrüche wie psychische Katastrophen sind mir in vollem Umfange nicht bekannt geworden. Es gab Trauer, oft tiefen Schmerz, es gab niederdrückende Nachrichten, Sorgen allenthalben, aber schöne Stunden gemeinsamer Unternehmungen der Freundeskreise, die sich bildeten, und so manches Band, das geknüpft werden konnte, mag bis heute gehalten haben.

Jüngere sind Schutzbedürftige. Neulinge sind nicht „reinzulegen“, sondern aufzuklären, die Ängste des Ungewohnten, des nicht zu Erwartenden und doch Verlangten sind zu nehmen. Stärken durften ermutigt, Schwächen gegenüber den Spöttern gemildert werden. Damals galt ein gesunder Wille, aus sich das Beste zu machen, soweit es irgend ging, weil die Eltern nicht wenig zahlten, dass die Kinder in solchem Heime leben konnten, und man wusste, dass dieses Opfer sich lohnen musste.

Freundschaften waren also nicht heimlich. Es galten die unter Gleichaltrigen, aber auch das gute Verhältnis zu Oberstufenschülern war gewünscht, weil die natürliche Fürsorgepflicht damit unterstützt wurde.

Mir hingegen scheint, dass es meine Aufgabe sei, die Störfelder der Jüngeren aufspüren zu müssen, um eine Art Schirm zu bilden, hinter dem sich die hilfsbedürftigen Betroffenen schützen konnten. Das wurde auch angenommen, allerdings nicht in der Intensität oder der Absolutheit, wie das der Jugendliche im Sturm und Drang hätte wünschen mögen. Diesen Erwartungsfehler beging ich nur zu leicht! Dennoch war mir nicht klar, was mich an diesen Jungen so faszinierte, wenn sie in meinen Lebenskreis traten, und andere mir ohne Schutz meinerseits als stabil genug erschienen, dass ich sie entbehren konnte!

Der Film „Heimliche Freundschaften“ widmet sich der psychisch verschlungenen Problematik in einer Weise, die mich herausgefordert hat, über dieses Phänomen

der Freundschaft zwischen einem Knaben und einem Jünglinge erneut nachzudenken. Es ist ja keineswegs das Verlangen, sich dem Kinde körperlich zu nähern, um es ganz für sich zu haben – dazu sind Jungen dieses Alters viel zu selbständig! Die Kontemplation also betrat ein Terrain, das einem weissagte, dass nicht die Zeit das Maß der Zusammengehörigkeit setzen werde, sondern der im anderen innegewordene Zustand des Vorab! Das meint, jeder von uns spürte, wie nahe, wie vertraut ihm die Seele des anderen schon gewesen sein musste, bevor man sich hier in dieser Gestalt traf.

Was unter Erwachsenen selten genug stattfindet und dann Freundschaften oder gar Liebesbeziehungen bis in den Tod zur Folge haben, wohnt allen Kindern natürlich inne. Es folgten lediglich die Umstände, die uns trennten, die nichts von unserem Inneren wahrnahmen und rigoros die Bande der Schöpfungszugehörigkeit, die man auch im anderen unbewusst erfasst hatte, zerschnitten.

Zu meinen Freunden ungleichen Alters gehörten:

In meinem Heimatorte:

Hans Gofling, Ansbach, Sohn eines Nachbarsohnes, der nach dem Kriege in Bayern geblieben und dort geheiratet hatte,

im Internat Bethel:

Axel Hense, Hameln, der mein Leben noch länger brieflich begleitete, als ich schon nicht mehr in Bethel lebte,

Wolf-Dietrich Kaufmann, dessen Eltern in Solingen wohnten. Die Trennung von ihm hätte beinahe ein gleiches Geschick an mir heraufbeschworen wie an dem Kleinen im Film der „Heimlichen Freundschaften“.

Im Internat der Blista Marburg:

Clemens Schwartz, geburtsblind, ist heute Klavierstimmer in Frankfurt, geb. am 28.09.1948 – seit dem 06.03.2007 besteht wieder Kontakt!

Aus meiner Brieffreundschaft:

Gerd Uhle, Kruzianer

Stets war mir wichtig, zu allen Jüngeren ein offenes Vertrauensverhältnis entwickeln zu können, und ich darf erinnernd hinzufügen, dass die Erzieher in Bethel mir darin die Freiheit beließen, dass ich auch über die Konsequenzen meine Lehren zog und den Schmerz zu ertragen lernte, den sie mir nicht ersparen konnten. Im Falle des Joachim Lohmann, der aus den Fugen geratene Sohn eines Spediteurs aus Köln, gingen unsere Auffassungen konträr, weil es auch nicht möglich war, von dem Jungen selbst die Zustimmung zu bekommen, die einer Freundschaft die nötige Basis hätte garantieren können.

Wenn alle diese Freundschaften in mir ihren Ankerplatz hätten halten wollen, wären diese Jungen sicherlich einer Bindung verpflichtet worden, die nicht beabsichtigt war. Noch einmal: Was faszinierte an solchen Jungen, dass ich sagen konnte: Das ist das Wesen Kind, gleich, wie sich andere Kinder entwickelt haben – ihnen ist allen gemeinsam, was mir an diesen wenigen so offensichtlich erschien? – Heute bin ich sicher, dass dies auf entsprechend begabte Mädchen ebenso zutrifft.

Allen war gemeinsam, dass sie Erwachsenen ausgeliefert waren, die ihnen Forderungen stellten und sie zwingen konnten, was ihr Wesen entwürdigte und sie zu Putzlappen übler Launen machte. In der Hierarchie der Achtung standen und stehen Kinder an der untersten Sprosse – durchaus haben Hunde häufig eine höhere Position!

Als zweites Phänomen war das sich immer wieder durch Erwachsenwerden stabilisierende Nichtverstehen kindlicher Botschaften. Nicht begreifen, nicht zuhören können, mit Urteilen einem Kinder über den Mund fahren – davor zu kapitulieren, ist der Kinder Los. (Nicht umsonst erfand Astrid Lindgren ihre Pippi Langstrumpf!)

Am bedrückendsten empfinde ich die Atmosphäre des Schulalters, weil sie irrtümlich als Übergangsphase zur eigentlichen „Menschwerdung“ gedeutet wird. Diese Einschätzung macht das

Schulsystem zum Abbild einer Überdruck-Kapsel, in der unter Hochdruck Wissen abgefüllt und unter Drohungen, Einschüchterung und Diffamierung wieder abzapfbar gemacht werden sollte. Gewiss war Bethel nicht dafür der passende Ort! Die Jungen sahen die „Matten“ allerorts durch diese kleine Stadt der Behinderten und Kranken torkeln oder taumeln, aber sie fanden sehr bald die richtige Tonart, wenn sie von jenen angesprochen wurden. Es gab deshalb für sie selbst keine mildernden Umstände, wenn sie ihr Wissen nicht parat hatten, aber ernsthaft verweigern mochte sich ja auch niemand. Nur der Verzweifelte rebellierte, und dann schritten jene ein, die man für solche Fälle dafür kompetent halten konnte. Aber auch da gab es Schlappen!

Ein letzter Umstand machte den ungehinderten Kontakt nicht leicht: Die Jungen bildeten ihre Gruppen, in denen sie sich Dinge vornahmen, von denen sich wenige auszuschließen getrauten. Aber die gab es auch. Dennoch gab es keine Räuberbanden wie heute, die sich kriminell verändern, weil sie meinen, sich damit Geltung verschaffen zu müssen.

In diesen einengenden Verhältnissen fand sich dann der emotionale Verbindungskanal, auf dem sich die Seelen suchten und zueinander fanden.

Körperliche Annäherung war hierbei nicht gefragt, sondern die Anwesenheit, die Gelegenheit, ungestört miteinander Blickkontakt haben zu können, sich austauschen zu dürfen, genügte uns. Niemand hätte diese Grenzen jemals überschritten. Mir war zudem das Leben des anderen, mir anvertrauten Heimkameraden heilig, als dass ich es hätte verletzen mögen – trotzdem sind fehlgesetzte Worte oder Vorschläge nicht auszuschließen. Als junger Mensch plante ich nicht, sondern hatte den Entschluss beim Anschieben und Aufspringen während der Abfahrt. Ich wusste ja, was ich wollte, und war häufig enttäuscht, dass die anderen nicht mit wollten!

Gewiss behielten die Heimerzieher unsere Kontaktbestrebungen im Auge. Als ich Clemens Schwarz in Bethel besuchen

wollte, brauchte ich einen Begleiter. So erbot sich der Erzieher v. Renteln, mich zu begleiten, und später führte er für mich meine Geldangelegenheit, bis ich Bethel verlassen musste, um in Soest die Blinden-Notenschrift erlernen zu können. Vorwürfe wegen meiner Kontaktbemühungen gab es nicht, weil man nicht annehmen musste, wir hätten Illegales vor. Es war statt dessen für uns die beste Rückversicherung, dass wir berufene Fürsprecher und Beobachter hatten, die uns vor Unüberlegtheiten oder Fehleinschätzungen stets gewarnt hätten.

Axel Hense war Wolf-Dietrichs engster Vertrauter, wie mir schien, Klassen- und Zimmerkamerad. Nachdem ich heute das Bild unseres „Wolf“ nachgemessen habe, weiß ich, dass er als einziger ein großes Energiefeld besitzt. Damals, als er die wenigen Monate bei uns lebte, versetzte er die Heimkameraden in Aufregung, weil er für den Fußball ein besonderes Talent zu haben schien. Heute weiß ich, dass dies eine von vielen Begabungen war, deren er sich bediente, um in Akzeptanz zu leben und seine Ruhe haben zu können.

Wolf hatte ein so empfindsames Gemüt, dass er das Heimleben, trotz seiner gemilderten Haus- und Stubenregeln, nicht willenlos hinnahm. Wir hatten zu wenig Gelegenheit, uns darüber auszusprechen, aber Axel deutete mir Wolfs großen Kummer an, von dem alle wussten. Gern hätte ich Wolfgang mit in den Knabenchor genommen, aber es war nicht seine Musik, und es gab genug, die ihm das auch nicht geraten hätten.

Als ihn seine Eltern, wohl auf sein heftiges Drängen hin, schließlich nach Hause holten, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Meiner hochdramatischen Natur entsprechend, raffte ich meine nötigsten Utensilien zusammen und kam, ich weiß nicht, mit wem und wie, glücklich zum Hauptbahnhof und von dort nach Solingen, wo mich Wolfgang abholte. Ja, er warf mir vor, nicht vorher mit seinen Eltern abgesprochen zu haben, ob es ihnen genehm sei. Aber er hielt zu mir, versorgte mich, und ich erlebte, wie viele Jahre vorher bei einem meiner Freunde, auch

seine Mutter mit aufgesetzter Freundlichkeit, hinter der sich eine rüde Person verbarg. Ich durfte eine Nacht bleiben – man hätte mich als Blinden nicht vor die Tür zu setzen gewagt – und fuhr den nächsten Tag nach Bielefeld zurück..

An der Tatsache, einen Seelenverwandten für immer verloren zu haben, geriet mein Inneres ins Toben. Es ist nutzlos, noch an etwas sich halten zu wollen, was man nicht mehr steuern kann. Ich saß in der Nähe der Abteiltür und dem Gang, der zur Toilette führte – vorbei an der Einstiegstür, die man selbst öffnen konnte, auch während der Fahrt. Also stand ich auf, während ich das natürliche Warnsystem in mir sich ausschalten fühlen konnte. Ich stand, ich kochte, es brannte in mir so entsetzlich leer, ich suchte Halt und hatte den Türgriff als den mir vertrauten Knauf in der Hand, ich hätte, wie in Trance, niedergedrückt – da zog mich eine Frau zurück und sagte: „Hier rechts ist die Toilette!“

Dieser Mensch hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet.

Alle Schülerheimer wussten um diese Freundschaft – niemand warf mir irgend etwas vor! Jeder verstand, dass an Wolf-Dietrich etwas haftete, was mir neue Sichtweisen eröffnen sollte. Ich war ins Leben zurückgezogen worden, ich quälte mich aber auch, andere, völlig belanglose Dinge aus Berufsperspektive in Angriff zu nehmen. Eines späten Nachmittages – es war vor dem Abendessen – rief ich dann Adalbert Schütz an. Er war Kirchenmusikdirektor in Bethel. Warum ihn – warum nicht Personen, die man mir sonst irgend hätte empfehlen können?

Wohl immer habe ich mich auf einer Zielgeraden bewegt, die mir aber stets als eine Art Dschungelfahrt in Schleifen und im Zickzack vorgekommen ist. Schütz stellte die Weiche für die dritte Phase meines Lebens, die entscheidende, wenn ich mich dazu bekennen darf!

Der Stellenwert eines Kindes war von mir richtig eingeschätzt worden – das bezweifelte ich nun nicht mehr. Aber es bedurfte einer Bestätigung, und die bekam ich nicht durch den Philosophie-Unterricht eines Direktor Müller!

Meinen ersten gediegenen Kunstunterricht – Bereich Kunstgeschichte – erhielt ich durch einen „freien Mitarbeiter“, den Maler Rudi Gräfe. Dieser wurde von Schülern allgemein nicht ernst genommen, weil sich Gräfe die Kühnheit leistete, bis in den Oktober hinein in kurzen Hosen und Kniestrümpfen in die Schule zu kommen. Was Gräfe in einer Stunde lehrte, blieb tiefer haften als die Lektüre eines ganzen Kunstbandes! Dieser Bielefelder Maler bekannte, er sei zu faul, um sich als Freischaffender seinen Unterhalt zu verdienen, und deshalb wurde er von Zynikern, also verzogenen Laffen der Oberstufe, verhöhnt.

Gräfe kam in die Klasse, es herrschte große Unruhe. Man hatte mir schon signalisiert, es werde die lustigste Stunde der Woche. Es war die erste der Woche, und der Mann mit langem Haupthaar ließ sich eine Bibel reichen, schlug sie zielsicher auf und las aus dem Matthäus-Evangelium das 18. Kpitel, die Verse 1 bis 11.

Jemand hatte bei mir angeklopft. Den übrigen ging es um die Unverschämtheit, sich unterrichtsstörenden Interessen zu widmen – ein halbes Jahr lang, und ich gestehe, ich war nicht Herr der Lage!

Dann erscheint Lienhard, Heimatort Braunschweig. Er saß in der Reihe der Spötter, noch ein Fremder, Gräfe versuchte sein Wissen weiterzugeben, der übliche Jahrmarkt-Rummel, dann Ende der Stunde! Gräfe ging, schon lange resignierend, und Lienhard stand auf. Was er den Hauptakteuren dann unmissverständlich mitzuteilen hatte, war so deutlich, dass selbst die aufgeblasenste Null als Luftblase der Rotte das Maul hielt.

Von diesem Tage an konnte Rudi Gräfe unterrichten. Monate später veranlasste man eine Kunststudienfahrt in Richtung Köln. Gräfe erläuterte, was wir zu sehen

bekamen. Im Wallraf-Richartz-Museum war er gleich in die obere Etage gezogen. Ich war mit den „alten Schinken“ allein. Dann kam einer der Wächter heruntergelaufen und rief seinem Kollegen zu: „Du, komm mal mit nach oben – da erklärt einer seiner Klasse die Bilder, das habe ich noch nirgend so gehört!“

Das war Rudi Gräfe! Als einzigen hat er dann später seinen Schüler Lienhard zu sich nach Hause eingeladen. Dort konnte man sich aussprechen, offenbaren, was einen jeden steuerte. Er war der alte, Lienhard der junge Seelenverwandte. Die Brücke für die Ewigkeit zwischen ihnen war geschlagen, jetzt konnten sie zueinander kommen.

Gräfe hatte mir erzählt, er habe als kleiner Junge neben Albert Schweitzer auf der Orgelbank sitzen dürfen. Das war also die Wirkung Schweitzers?

Gräfe starb wenige Jahre nach meinem Weggang. Lienhard ist bis heute freischaffender Künstler in seiner Heimatstadt. Seine Monumentalität lässt niemanden an sich heran, wenn es nicht dringend nötig ist. Der Künstler als Schutzwall seiner Kunst?

- Es muss eben so gehen!

Nachtrag

Auf der Suche nach einer deutschen Ausgabe des Romans „Heimliche Freundschaften“ entdeckte ich beim ZVAB einen Eintrag zu den mit ihm in Verbindung gebrachten Schlagwörtern wie *Knabenliebe – Päderasten – Schwule* u.a.m. Wie schon in meiner Filmbesprechung warne ich vor dieser Schubladen-Sortierung durch das normative Denken, das gewisse Erkenntniserweiterung ja ausschließt. Da ich den Roman nicht kenne, bleibt einzig die Besprechung des Filmes, und dieser ist so gefächert, dass die Form des Päderastentums durch Priester angedeutet wird, vor allem kann der Klerus durch Einsortieren in „Marienkinder“ und andere Unverfänglichkeiten die „spezielle“ Betreuung der Kinder leichter handhaben. Eine „Knabenliebe“ Jugendlicher wird dagegen öffentlich geahndet und das Freundschaftspaar getrennt. Das Phänomen „Schwule“ hingegen ist ein Selbstschuss derer, die sich selbst so bezeichnen: Als Jugendlicher war dieser Begriff ein Schimpfwort, eine Verächtlichmachung, und vor diesen Männern hatte nicht nur ich Angst. Homosexuelle gehen auf Nichtbetroffene dreist zu, das erfuhr ich durch Betroffene, und Kinder waren vor ihnen nicht sicher. Deshalb weigere ich mich, das Schwulsein, als im Rahmen der Sittlichkeit akzeptabel, hinzunehmen. Es muss der Unterschied zwischen der Liebe zu Gleichgeschlechtlichen als absolute Privatsache und das Schwulsein als öffentlich zu behandelnde und blanko zu tolerierende Vereinigungsdisziplin der Freien Liebe, was auch immer dies sei, klar formulierbar bleiben. Wer als Erwachsener einem Kinde in die Hose greift, hat verspielt, darüber kann es keinen Zweifel geben. Und ist jemand so veranlagt, muss ihm Schutz vor anderen auf eigenen Wunsch gewährleistet oder, wenn er es selbst nicht begreift, durch Fremdaufsicht auferlegt werden können.

Der Film, um den es hier geht, verweigert dem Voyeurismus die Süffisanz des sich darüber erhabenen Fühlens. Das heißt aber nicht, dass die Regie vor dem

Handlungsradius der zwei Hauptdarsteller hätte kneifen mögen. Es muss klargelegt sein, ab wann es sich um „Knabenliebe“, „Päderasmus“ oder Homosexualität, in die alle übrigen Stufen letztlich einmünden werden, handeln wird.

Es könnte als List in Verruf geraten, dass die zwei Jungen die Diskussion auf das Niveau der Blutsbrüderschaft gehoben hätten. Mit solcher Verleumdung ist zu rechnen, und ich weiß nicht, ob Peyrefitte so weit gegangen ist. Georges (im Film) jedoch lehnt als Zeichen innerer Beglückung bei der ersten heimlichen Begegnung sein Haupt behutsam an Alexanders Bein, eine Stufe unter dem Knaben sitzend, und der so bestätigte Freund eröffnet dem älteren, was er von ihm halte und was er ihm bedeute.

Der zweite körperliche Kontakt spielt sich nach der Blutsverbrüderung in dem zweiten Versteck ab, bevor man die zwei dort entdeckt. Georges begeht den Fehler, dem Jungen eine Zigarette anzubieten – das wiegt schwer, aber außer den Arm des Knaben, den er behutsam erfasst, um die Narbe der Schnittwunde zu betrachten, ist es Scheu vor dem neben ihm liegenden Jungen, und in ihren Blicken signalisiert sich die vom anderen zu erwartende Einhaltung aller Grenzabmachungen.

Unter Geschwistern gibt es sicherlich ähnliche Verwirrung, wenn der ältere den jüngeren Bruder mit den Augen der Ästhetik und nicht mit denen des berufenen Aufpassers betrachten kann. Ist das Päderasmus? Oder ist das Knabenliebe, wenn der fünfzehnjährige Vetter den achtjährigen auf die Wange küsst, weil ihm die Worte fehlen, und danach nicht wieder berührt, aus Scham über das, was man daraus über ihn hätte dichten können, und aus Respekt vor dem Intimleben des jüngeren?

Die Meute will das Wild hetzen. Ein „echter“ Päderast will die Fleischlichkeit des Kindes und durchläuft alle Möglichkeiten der Beeinflussung bis zu diesem Ziele. Alexander hingegen bestimmt den Annäherungsradius, und Georges respektiert ihn, das zeigt der Film eindeutig. Die

meisten Kritiker solcher Thematik kennen sich aber mit der Psyche der Kinder nicht aus. Und wer Jugendliche in ihrer verordneten Einsamkeit nach Verlorenem tasten sieht, wird die Tränen der Erschütterung nicht verheimlichen müssen.

Die Problematik zwischen Film und Drehbuch, zwischen literarischer Aussage und der Absicht der genialen Regie, auch gerade der Dialoge, liegt in der scheinbar verpflichtenden diffusen Begrifflichkeit. Die aufzubrechen und klar zu definieren, ist also oberstes kritisches Vorgehen!

Zwischen der perversen Zerstörung an sich heiliger Empfindungen durch Missbrauch und der Hingabe eines jungen Lebens an ein anderes, weil ihre Seelen die Brücke zwischen den „lieblichen Wohnungen des Herrn Zebaoth“ mühelos zu schlagen berufen sind, muss dieser Film als Maßstab alles dessen erkannt werden, was über die Liebe, also der selbstlosen Hingabe an das außer mir Lebende, zwischen Kindern gesagt werden kann. Deshalb meine Warnung, vom Buch spontan auf den Film zu schließen, meine Warnung vor Missdeutungen und – an bestimmte „Pädagogik-Postulierende“ gerichtet – vor Missgriffen gegenüber denen, deren Seelen das Angesicht ihres Vaters alle Zeit schauen.

Woher ich das weiß, möchten Sie wissen?

Lesen Sie getrost, was diese Webseite noch alles enthält. In Netzen der Hämie bin ich allerdings nicht zu fangen! Man würde es zu spüren bekommen....

* * *

In meiner Filmbesprechung B VIII habe ich Georges als Sekundaner bezeichnet. Selbst in den Jahrgangsstufen Tertia bis Prima eingebettet, empfand ich unsere Obertertianer nicht als annähernd so innerlich reif wie die Schüler Georges und seine Kameraden. Vor allem dürfte heute ein Quartaner wie Alexander längst im Stimmbruch sein, was die Arbeit in den Knabenchören altersmäßig sehr zusammendrängt. Die Zeit der sechziger Jahre war in der Tat noch eine andere, aber auch die philosophische Korrektheit hatte den

Klerus gerade auch der kirchlichen Erziehungsanstalten noch nicht erreicht. Clemens Schwarz berichtete von „pädagogischen Strafen“ in Bingen, und Wolf-Dietrich Kaufmann war einem Druck nicht gewachsen, der nicht unbedingt durch Erzieher ausgelöst sein musste.

Ein entscheidender letzter Hinweis: Normative Kinder respektieren das Prinzip der Umzäunung als Schutzraum vor Übergriffen, wenn sie sich unterlegen fühlen. Schöpferische Menschen dulden keine Zäune und Wälle. Sie wollen keinen Kampf, sondern gemeinsames Bewältigen schwieriger Aufgaben. Ihr sozialer Bezug knüpft enge Bänder zwischen unberührbares Eigenleben und Hingabe an große Ziele der Gemeinschaft. Dann vollbringen sie Großes, Einmaliges, und im Verbunde mit den großen Normativen werden daraus Friedenszeiten geschmiedet.

Wer aber Schöpferischen diese Bänder durchschneidet und sie entweder auf ihr Ich zurückdrückt oder in ein waberndes Machtgerangel wirrköpfiger Sozietäten drängt, darf sich über den unvermuteten Ausbruch aus dem Diesseits nicht wundern. Konflikte sind Gordische Knoten. Können Schöpferische sie nicht lösen, und hängt davon ihr Leben ab, hauen sie ihn in Stücke und opfern sich.

Wer sich bei Schöpferischen in Konfliktlösungsversuchen Zeit lässt, hat diese Begabungen nicht begriffen. Es sind dramatische Naturen, in denen Lösungen wie der Luftzug um so heftiger und schneller auf die Katastrophe zulaufen, je gewaltiger die Problemstoffe darin sich bewegen. Nicht Stunden, sondern häufig nur Minuten können dazu führen, dass nichts mehr korrigiert werden kann. Schöpferische setzen hinter allem, was sie veranlassen, denken und sagen, ihren Punkt des Endgültigen.

Nichts anderes lehrt dieser Film!

Ihrhove, den 25.02.2007